



Nr. 47.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Zeltungspretsliste
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 23. August.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Liebestäuschung. Novelle von Ola Hansson. — Ein neues System. Von P. Kasmussen. — Uebersetzung des Goethe-Dienstes. Von Dr. Heinrich Kränzel-Belmar. — Lebensgemeinschaften. Von Dr. Theodor Jaensch (Schluß). — Der anstehende Bahntun. Nach Don Juan Eugenio Hartzenbusch. Von G. Trog. — Ola Hanssons Schriften. Von J. M. H. — Kleine Kritik.

Liebestäuschung.

Novelle

von

Ola Hansson.

I.

Fräulein Sigrid Bergdahl, älteste Tochter des Doktors in Sollunda, ging den Weg entlang, der vom Walde, an ihres Vaters Wohnung vorbei, durch das Dorf und über die Hügel führte, hinter denen die Ebene lag. Es war zeitig im Frühling, an einem der letzten Tage des April; aber sie hatte schon den Sommermantel und den breitrandigen Strohhut angethan; denn während sie zu Hause in den dunklen Stuben umherging, hatte das Sonnenlicht draußen so blendend geschienen, daß es ihr förmlich in den Augen wegethat, und als sie die Hand auf das Fensterbrett stützte, wo die Sonne gelegen, brannte es ihr die Haut.

Wie sie ins Dorf kam, wurde ihr Gang unvermerkt langsamer; hier, zwischen Häusern und Strohschobern, hing die Luft unbeweglich über ihrem Kopf, wie eine durchwärmte Decke. Die Leute arbeiteten in ihren Gärten, gruben und hackten in der schwarzen, lockern Erde; die Bäume standen kahl, die Büsche kahl; aber aus allen Rabatten reckten sich grüne Spitzchen, und jeden Augenblick konnten die gelbgrünen oder fleischroten Köpfechen aus ihnen hervorbrechen, und Pfingstlilien und Aurikeln blühten. In der stillen warmen Luft kam und ging ein Dufthauch, den Fräulein Sigrid mit Wohlgefühl einatmete, — ein Duft von feuchter, sonnedurchhitzter Erde und feuchtem, knospendem Wachstum.

Sie ging durch das Dorf und erstieg die Hügel, — in langsamer Gemächlichkeit; denn die Frühjahrsluft drang ihr ermattend in alle Poren. Sie knöpfte ihren Mantel auf und schlenkerte mit den Armen in schläfrigem Behagen und atmete tief in regelmäßigen Absätzen. Sie war so schlaftrunken in

allen Gliedern, daß sie zuweilen ihre Beine nicht mehr unter sich fühlte und dann und wann unfreiwillig stehen blieb, ohne selbst zu wissen, wann sie aufgehört und wann sie wieder angefangen hatte zu gehen. Ihr ganzes bewußtes Leben war aufgelesen von ihren Träumen und stand wie ein halbverwischtes Spiegelbild im stillen Wasser der Unbewußtheit; plötzlich kam ein Windstoß, die Oberfläche kräuselte, das Bild trübte sich, es wurde zum Gesicht und Nachdenken, sie fühlte Kribbige über ihrem Kopf kreisen und schreien, und draußen auf dem Acker trieb der Pflüger seine Zugtiere an, während die Krähen nach Würmern in den feuchten, dampfenden Erdschollen suchten. Und dann kam wieder etwas, was das alles aus ihrer Seele strich, die Bilder und die Laute, wie der Schwamm die Kreidzeichnungen von einer Schiefertafel wischt, — etwas Feuchtes und Warmes, eine wollüstige Müdigkeit, eine Ruhe voller Sonnenschein.

Plötzlich schlug etwas Kaltes ihr ins Gesicht, — es war der Wind, der über die Ebene, vom Meere her, gefahren kam. Sie stand auf dem Hügelrücken, vor ihr lief der Weg über die Ebene hin, die flache, unüberschauliche Ebene mit ihren unzähligen Dorfhäuschen, Pappelreihen und Kirchtürmen, — mit einer schwarzen Thalsenkung zwischen der Höhenlinie, auf welcher sie selbst sich befand, und einer andern, die sich tiefblau im Hintergrunde kräuselte — dem Meer.

Ihr schien das alles so schön, wie eine Feenwelt im Märchen, und sie setzte sich auf einen Stein am Wege. Am Grabenrand wuchs eine Bellis, sie brach die Blume und steckte sie an ihr Kleid. Das Wasser im Graben floß murmelnd und plätschernd den Abhang hinab, — eine eintönige Melodie in einer eintönigen Landschaft.

War es das, was ihr das Herz schwer machte: die weite, öde Landschaft und das melancholische Lied des Bachs? Sie wußte es nicht; aber ihre Seele schwoll von Kummer und ihr Herz fühlte Beklemmung. Was wissen wir davon, wodurch Licht und Schatten in unserem Sinn hervorgerufen werden? Er erhellt sich und verdunkelt sich, ohne daß wir selbst etwas

anderes als die Wirkung gewahrt werden können; wir sind wie die Natur, wir lachen und bewölken uns, wie sie, ebenso unwillig, fast ebenso unbewußt. So war es ihr auf einmal, als hätte sie sich über etwas zu ängstigen, etwas zu bereuen, sich nach etwas zu sehnen, nach etwas zu greifen, ehe es zu spät geworden. Es war eine Leere in ihr und außer ihr, hinter ihr und vor ihr; und es tropfte etwas in dieser Leere wie schmelzendes Eis: warum saß sie hier, einsam, auf einem Stein am Wege, und wenn sie aufstand und nach Hause ging, was hatte sie zu Hause zu thun? Leer das Gestern, leer das Heute, und das Morgen wie das Gestern und Heute; und ihr Leben rollte sich auf, vorwärts und rückwärts, fünfundzwanzig Jahre rückwärts und fünfundzwanzig Jahre vorwärts, und die Jahre hinter ihr waren alle einander gleich, und die Jahre vor ihr waren auch alle einander gleich, und die letzteren sahen aus wie die ersteren. Was half es, daß die Sonne auf- und unterging, daß der Sommer blühte und der Winterhimmel mit Sternen besät war; — was bedeutete alles das für sie, was für einen Zusammenhang hatte es mit ihrem eigenen Leben? Es lebte sein Leben und sie lebte ihr Leben, und beide liebten sich nie zusammenflechten; — und vielleicht lag es darin, das, was ihre Angst, Neue, Sehnsucht verursachte —

Sie schauerte zusammen und wickelte sich fester in ihren dünnen Sommermantel: eine kaltblaue Wolke war vor die Sonne getreten, es pfiß in der Luft, und ein kalter Luftstrom strich über die Höhen. Sie stand auf und ging rasch heimwärts.

Im Speisezimmer saß ihr Vater und las die Zeitung; sie wurde von einer plötzlichen, heftigen Nührung beim Anblick seines grauen Haars und der vielen Runzeln in seinem Gesicht ergriffen; es schrie in ihr von Gewissensbissen und Mitleid und Schmerz, und sie drückte sich zärtlich an ihn und küßte ihn mit einem losenden Laut, der halb ein Seufzer, wie der eines Kranken oder Gepeinigten war. Darauf vollzog sich ein ebenso plötzlicher und heftiger Umschwung in ihren Gefühlen, und ihrer neuen Eingebung gehorchend, fuhr sie auf ihre jüngste Schwester zu, zerrwühlte ihr das Haar, nahm sie in ihre Arme, tanzte mit ihr durch den Salon, wie von einem Wirbelwind erfaßt, abwechselnd singend und lachend. Schließlich, als die Schwester müde geworden und sie selbst atemlos war, lief sie hinauf in ihr Zimmer, warf sich auf den Divan und fing an bitterlich zu weinen.

Als das Dienstmädchen ein paar Stunden später hinaufkam und sie zum Abendessen rief, stand das junge Fräulein vor dem Spiegel mit verweinten Augen und in Unordnung geratenem Haar, hochgewachsen und blond, die Bellisblume an dem dunklen Kleide.

II.

Eines Tages, im Anfang des Sommers, saß die Familie Bergdahl um den Mittagstisch. Die Fenster standen offen, die Bienen summten draußen im Garten, und ein schwacher Duft von Springen erfüllte den Raum.

Der junge Herr Bergdahl, Student und fünftiger Arzt, neulich aus Lund heimgekommen, sagte: „Dieser Sommer kommen Fremde her, — etwas für Euch, Mädchen. Ich begegnete Pastors heute morgen an der Station, und sie teilten mir die interessante Neuigkeit mit, daß sie auf ein paar Wochen einen Ingenieur, Emil Björkman, zu Besuch erwarteten. Er ist ein Neffe der Pastorin.“

„Kennst Du ihn?“ fragte der Doktor.

„Sehr gut, aus meinen ersten Studentenjahren. Ein ausgezeichnete Kopf, ein braver Kerl. Aber für Euch, Mädchen, ist es am besten aufzupassen. Denn für Euch ist der Herr Björkman ein bißchen gefährlich.“

„Ein Don Juan?“ lachte Fräulein Sigrid spöttisch.

„Nicht gerade so, wie Du Dir wahrscheinlich solch ein Tier vorstellst,“ antwortete der Bruder überlegen, während er seinen wohlgepflegten Schnurrbart drehte. „Du brauchst Dir nicht mit dem Gedanken zu schmeicheln, daß er Dir Artigkeiten sagen wird; er sagt überhaupt nicht so besonders viel. Aber ein verdammtes Glück bei den Mädchen hat er. Er ist wie eine Klette für jeden Unterrock.“

„Aber Otto . . .“

„Ach, ziert Euch nicht. — Ich verstehe das übrigens nicht mit dem Kerl. Er bleibt nirgendwo recht hängen. — Also: vorsichtig, Sigridchen!“

„Du kannst meinewegen ganz ruhig sein, lieber Otto. Die Rolle des romantischen und schwärmerischen Jünglings fällt in unseren Tagen ganz und gar in das Gebiet des Lächerlichen.“

Der junge Herr Bergdahl antwortete nicht, sah aber sehr skeptisch aus und drückte den Kneifer fester auf seine Nase. —

Fräulein Sigrid hatte diese Unterhaltung ganz vergessen, als sie eines Nachmittags, von einem Spaziergang im Walde heimkommend, einen fremden Herrenhut im Vorzimmer sah und eine unbekannte Männerstimme in der Stube hörte. Da sie aber, während sie ihr Überzeug ablegte, unter den Stimmen drinnen auch die der Pröpstin Holm unterschied, kam jene Unterhaltung und der Name, den ihr Bruder dabei genannt, ihr plötzlich ins Gedächtnis durch irgend eine Ideenassociation. Das erste, was sie sah, als sie in den Salon trat, war ein junger, hellgekleideter Mann mit blondem Schnurrbart in einem sonnenverbrannten Gesicht, der im Gespräch mit ihrem Bruder im Ecksofa unter dem Spiegel saß, welcher seinen kurzgeschorenen Nacken und seinen hohen Hemdkragen wiedergab.

Der Bruder stellte vor: „Meine Schwester Sigrid — Ingenieur Emil Björkman.“

Sie betrachtete den Fremden neugierig, aber errötete stark, als sie an seiner reservierten Haltung und seinen fragenden Augen, die den ihren ruhig und etwas erstaunt begegneten, bemerkte, daß ihre Neugierde ihm recht unverstellt vorkam. Sie war diesem Fremden zudringlich erschienen, und das Bewußtsein davon irritierte sie.

Man trank Kaffee, unterhielt sich, mußierte, so vergingen ein paar Stunden. Darauf zogen die jungen Leute in den Wald und man spielte „Witwer.“

Der Ingenieur war als Witwer gelaufen und hatte Sigrid gefangen. Sie waren weit weg von der übrigen Gesellschaft gekommen, die Paar hinter Paar auf dem Hügel aufgestellt stand, und kehrten nun, Hand in Hand, zurück, in gemächlichem Schritt, erhitzt und müde.

„Kommt Ihnen das amüsant vor, Fräulein?“ fragte er.

„Nein, das kann ich gerade nicht sagen,“ erwiderte sie.

„Wollen wir nicht aufhören und an den See gehen?“

Sie antwortete nicht, sah aber halb nachdenklich, halb verlegen vor sich hin.

„O, entschuldigen Sie,“ fügte er rasch hinzu, „ich dachte

wirklich nicht gleich daran, daß so etwas unpassend für eine junge Dame ist."

Sie sah zu ihm auf: es hatte etwas wie Verachtung in seiner Stimme geklungen, und als sie ihm in die Augen sah, graue Augen mit schweren Lidern, fand sie denselben Ausdruck in ihnen; aber daneben doch meist Gutmütigkeit, nachsichtige, herablassende Gutmütigkeit.

Dieser Blick reizte sie; er hielt sie für prude, und dafür wollte sie durchaus nicht gelten.

"Darüber kann ich mich sehr gut hinwegsetzen," sagte sie stolz und warf den Kopf auf. "Übrigens," fügte sie lachend hinzu, "Sie sind ja Fremder und Gast hier, und es ist meine Pflicht, Ihnen die kleinen Sehenswürdigkeiten der Gegend zu zeigen."

Sie traten aus dem Spiel und wanderten an den See hinab, der in der Entfernung zwischen den Baumstämmen blinkte. Sie setzten sich unter eine alte Buche am Grasrain, der nach dem Strand hinabging. Der See lag blank wie ein Stahlspiegel, und der Wald stand auf dem Kopf im Wasser rund am Ufer herum. Es war gegen Abend: die Sonne näherte sich der Waldlinie, die Mücken tanzten, und die Luft wurde still. Vom Wald her hörte man das Lärmen der Gesellschaft, weit weg über den See glitt ein Boot, und wie sie dasaßen in ihren hellen Kleidern in der grünen Dämmerung, einsam, still, nachdenklich, sahen sie aus wie der verkörperte Traum der Landschaft.

Sie saß und wartete, daß er etwas sagen sollte; aber da er still blieb, brach sie selbst das Schweigen: "Sie lieben die Spiele nicht, Herr Ingenieur?"

"Nein, ich schäme mich."

"Sie schämen sich?"

"Ja, ich schäme mich, Fräulein, über mich selbst, über alle andern. Wir kommt das alles zusammen so lächerlich vor. Und es widersteht mir bis zur Unerträglichkeit."

"Und ebenso ist es mit dem Tanz. Eine tanzende Gesellschaft ist für mich das Barockste des Barocken. Ja, wären es Menschen der Antike mit ihrem hohen Kultus des Körpers, mit ihren harmonischen Körpern und geschmeidigen Gliedern, das wäre was anderes, dieser graziöse und placide Rhythmus der Bewegungen. Aber sehen Sie doch unsere Herren und Damen an. Knallrote oder wachsgelbe Gesichter, Bier-tonnen mit wackelndem Magen, oder wahre Gerippe, an denen man die Knochen rasseln zu hören glaubt, und das hüpf und springt durcheinander im Galopp und jappt nach Atem und sieht aus, als erfülle es eine beschwerliche Pflicht."

"Das ist unschön. Sehen Sie, Fräulein, man hat nun bei uns und anderswo seit soviel hundert Jahren des Körpers Pflege und Schönheit vernachlässigt, daß, wo es sich um freie Bewegung handelt, alles zur traurigen Parodie wird. Wir können uns nicht frei bewegen, so wenig, wie wir frei fühlen können. Und seit ebensoviele hundert Jahren hat man uns die Unwürdigkeit und Unwirklichkeit des Vergnügens vorgepredigt. Wenn wir uns nun vergnügen wollen, nehmen wir uns lächerlich aus, wie ein überstudierter Professor, der Purzelbäume schlagen will."

"Sie scheinen nicht viel von der Freude hier im Leben zu halten, Herr Björkman. Es ist ja möglich, daß Sie das Vergnügen entbehren können; aber die meisten, glaube ich, können nicht ohne dasselbe sein."

"Sie mißverstehen mich durchaus, Fräulein. Keiner kann die Freude höher stellen als ich. Ich glaube sogar, es ist unser größtes Unglück, daß wir verlernt haben froh zu sein. Aber ich will Sinn in der Freude haben; ich will ein bißchen Seele im Vergnügen finden können; ich will etwas geben und etwas dagegen eintauschen können."

"Wir tanzen Galopp durch unsere ganze Jugend und nennen das Freude. Und doch machen wir Ansprüche ans Glück. Wir haben ja wenig vom Leben und voneinander, Fräulein Sigrid. Der Baum des Lebens hängt voll von Früchten, und wir tragen mehr Schätze an Perlen und Edelsteinen in uns, als das Morgenland sich träumen ließ. Aber wir spielen Versteck voneinander, darin liegt immer der Fehler."

"Ich glaube nicht, daß ich Sie recht verstehe; jedenfalls haben Sie noch nichts, von der Art, wie wir das thun, gesagt."

"Nein, Gott bewahre mich!" lachte er.

"Warum?"

"Das darf ich nicht."

"Warum nicht?"

"Nein, denn dann würden Sie gleich davonlaufen oder aufstehen und kalt, mit beleidigter Miene sagen: «Sollen wir nicht vielleicht aufbrechen, Herr Ingenieur?» Sehen Sie, wie Sie schon mißtrauisch aussehen, als witterten Sie in meinen unschuldigen Worten Dinge, in betreff welcher ein junges Mädchen von guter Erziehung ihre Unwissenheit dadurch beweist, daß sie sie nicht aussprechen läßt. Aber wenn Sie mich ruhig und klar ansehen, ohne Mißtrauen und ohne Verlegenheit, so will ich Ihnen etwas von diesen bedenklichen Dingen mitteilen."

Sie mußte lachen und wollte gerade antworten, als jemand nach ihnen aus dem Walde rief. Es war halbdunkel unter den Bäumen, und die Gesellschaft brach auf. —

Einige Tage später, gegen Abend, ging Otto Bergdahl im Hauje umher und schloß Thüren und Fenster. Ein Gewitter drohte, es war ganz windstill und drückend schwül, und das Vieh auf dem Felde brüllte, wieherte und meckerte, wie immer vor einem Unwetter.

Björkman war zu Besuch; er und Sigrid saßen auf der Veranda; alle anderen hatten sich ins Haus zurückgezogen. Im Hintergrund, hinter den Ulmen des Parks, zog die blaue-schwarze Wolkenwand auf; schon glitt ihr oberer Rand, gerade wie die Egge an einem Zeugstück, über die Baumspitzen heran und Dämmerung fiel über die Gegend, dem dunklen Blick gleich, den das Auge hat, wenn es einer Sorge oder Gefahr entgegensteht.

"Sollen wir nun unser Gespräch von neulich fortsetzen?" fragte Sigrid lachend.

"Wünschen Sie es?"

"Ist es denn etwas so Schreckliches, was Sie zu sagen haben?"

"O nein. Aber es hat seine Schwierigkeiten, mit Damen darüber zu sprechen. Denn wo wir Männer uns freigemacht haben, stehen sie noch in voller Knechtschaft."

Er sah gerade vor sich hin; Fräulein Sigrid benutzte das, um ihn neugierig von der Seite zu betrachten.

"Finden Sie nicht," fuhr er fort, "daß es ein Meisterstück von Schlaueit, einfacher Schlaueit ist, daß man es fertig gebracht hat, die Liebe, die schöne, gute, frohe Liebe

zwischen zwei jungen Menschen, zu der verbotenen Frucht zu machen, die fortwährend bewacht werden muß? Glauben Sie nicht, daß irgendwo da drinnen ein paar Augen uns jetzt beobachten? Eine Religion, die die Asteje predigte, hat alle Quellen des Glücks unter Aufsicht gestellt und jede Regung der Natur verdächtig und verworfen gemacht. Sie hat Eros zu einem Missethäter und Venus zu einer liederlichen Person gestempelt, bloß weil Eros und Venus ihre Feinde waren. Daraus hat man denn unsere Moral, unsere schöne nordische Moral abgeleitet. Finden Sie nicht, daß es simpel ist, seine Gegner zu Canaillen zu machen, bloß weil sie Gegner sind? Und wer war es, der das unschuldige, schöne, frohe Spiel der Erotik zu einer schimpflichen Sache machte — wer war es, wenn nicht jene Hohenpriester des Cynismus, die sich nichts anderes im Verhältnis zwischen Mann und Weib denken können, als das Allerbrutalste, weil sie selbst nichts anderes, als das aus eigener Erfahrung kennen.“ Er hatte sich ihr im Sprechen zugewandt, sie sah mit niedergeschlagenen Augen da und sah verlegen aus.

Ein flüchtiger Zug von Mißmut und Geringschätzung glitt über sein Gesicht. Er stand auf und ging vor ihr auf und ab.

„Aber was haben wir, die aus besserem Thon geschaffen sind, mit diesen Hohenpriestern zu thun? Wir, die wir, wenn es nicht anders geht, lieber die Muschel liegen lassen, um die Perle zu behalten, wir, die wir uns auch an dem reichen psychischen Wachstum genügen lassen können? Warum sitzen Sie z. B. jetzt vor mir, Fräulein Sigrid, als hätten Sie eine Sünde begangen, und warum fühle ich selbst — mag es auch nur ganz schwach sein, etwas von Gewissensqual? Ja, weil alle Brunnen der Ehrlichkeit einen sauren Grundgeschmack erhalten, weil ein über zweitausendjähriges Sündenbewußtseinphantom uns die frohe Unbefangenheit geraubt hat.“

Ein großer schwerer Tropfen fiel auf eine Stufe der Veranda; ein anderer schlug gegen das Fenster, der gelbe Gartenweg wurde schwarz punktiert; ein Brausen ging durch die Luft, in einem Augenblick war der Raum mit tiefhängenden lehmgelben Wolken erfüllt, der Regen stürzte herab und das Gewitter kam mit Blitz und Donner herangerollt über die Gegend.

Das junge Paar eilte hinein. — Aber seit diesem Tag ging Sigrid und erwartete etwas von Björkman und kam ihm entgegen, als wäre dieses Gespräch ein Band zwischen ihnen, das sich anziehen und sie einander näher und näher bringen müsse, bis zu jener Vereinigung, bei der man in weißem Kleid und Schleier von Damen in heller Seide umarmt und von befrachten Herren mit einem Champagnerglas in der Hand beglückwünscht wird.

(Fortsetzung folgt.)

Ein neues System.

Von

V. Asmussen.

Das deutsch-englische Abkommen und des Reichskanzlers Denkschrift darüber bieten in mancher Beziehung etwas Neues, in Deutschland noch nicht Dagewesenes, zwar nicht mit Bezug auf den Inhalt, der war längst bekannt und der Eindruck auf das Volk vorbereitet, ein Zeichen dafür, daß

auch heute noch die Regierung die Presse nicht entbehren kann und will, wohl aber mit Bezug auf die Behandlung der Fragen äußerer Politik. Da eine ähnliche Behandlungsweise schwebender Fragen auch in Zukunft zu erwarten steht, möge hier schon jetzt auf das Neue dieses Systems in der Kürze aufmerksam gemacht werden.

Das System Bismarck in der äußeren Politik basierte im wesentlichen auf Benutzung der Macht und auf kluger Ausnutzung der bestehenden Verhältnisse, und der geschickteste Politiker war der, der, ohne viel Aufsehen zu erregen, den Vorteil seiner Regierung wahrzunehmen und seine Gegner vor vollendete Thatsachen zu stellen wußte, mit denen schlechterdings gerechnet werden mußte und gegen die nichts zu machen war. Das brutale System Napoleons, daß Gewalt vor Recht gehe und daß Lüge und Heuchelei nicht verwerflich zu erachten seien, wenn sich damit nur etwas erreichen lasse, hatte abgewirtschaftet, und Bismarcks System war ganz geeignet, die Einigung eines im Innern uneinigen und von Feinden rings umgebenen Volkes zu ermöglichen und Deutschlands Macht sicherzustellen. Man wolle nur erwägen, ob die Einigung Deutschlands und die Gründung des Dreibundes, die Kaltstellung Frankreichs und Rußlands möglich gewesen wären ohne eine äußere Politik Deutschlands nach dem System Bismarck. Möge auch die Zukunft Deutschlands und seine Machtstellung nach außen noch so glänzend sich gestalten, man darf und wird nie vergessen, daß nur die anerkannten Erfolge der äußeren Politik Bismarcks den Grund dazu legen konnten. Ein junges, tabellustiges Geschlecht mag da manches zu bemäkeln haben, die Geschichte wird ein günstiges Urteil sprechen.

Aber freilich, wo Licht ist, fehlt auch der Schatten nicht. Die Politik nach dem System Bismarck ist keine Politik der Versöhnung. Eine besiegte Macht stimmt leicht auf Revanche, und eine vor eine ihr unangenehme Thatsache gestellte, also eigentlich hinteres Licht geführte, flüchtet sich in den Schmolzwinkel und denkt an Vergeltung. Allein die Zeit und ein politischer Vorteil können hier Wunden heilen. Und darum allein kann man dieser Politik Valet sagen und nun, da Deutschlands Einheit und Machtstellung ernstlich kaum mehr in Frage gestellt werden können, zu einem andern System übergeben, das allerdings, wenn es ernstlich zur Durchführung gelangt, den Weltfrieden kräftigen und die Kriegsgesahr beseitigen kann.

Deutschland hätte wohl die Macht gehabt, im Abkommen mit England mehr zu erzwingen, als es erreichte. England würde schwerlich den Mut gehabt haben, mit Deutschland in ähnlich völkerrechtswidriger Weise umzupringen, wie es dies unlängst mit Portugal that, es hätte vielmehr schon klein beigeben müssen, wenn Deutschland auf Sanzibar, auf Witu oder auf größere Landstrecken im Seengebiet mehr Gewicht gelegt hätte. Aber Deutschland achtete die Interessen Englands — vielleicht über Gebühr, aber es achtete sie — und suchte mehr auf dem Wege der internationalen Verständigung ein erträgliches Abkommen zu treffen, als zwangsweise sein vermeintliches Recht zu behaupten. Und die Denkschrift läßt klar durchblicken, daß dieses Mittel von nun an häufiger angewendet werden solle. Es ist ja nicht zu leugnen, daß internationale Streitfragen auf dem Wege internationaler Verständigung am besten ohne Verbitterung zu lösen sind, und wenn alle Mächte mit einer solchen Lösung sich einverstanden erklärten, wäre es mit den Kriegen auf Erden vorbei. In der That ist es ja kaum etwas anderes, was die Friedensfreunde in ihren Kongressen für erstrebenswert halten.

Internationale Verwickelungen entstehen zumeist infolge von Rechtsstreitigkeiten, die zwar des öfteren so verwickelt sind, daß eine Lösung auf friedlichem Wege schwer ist. Aber auch hier wird in den meisten Fällen ein Weg zu finden sein, wo nur ein Wille ist. Am besten wird es sein, wenn die beteiligten Mächte ohne Zwischenhändler und Schiedsrichter miteinander über den streitigen Gegenstand verhandeln und damit beginnen, bevor die Nationen als solche in den Streit hinein-

gezogen werden. Wenigstens ist die Verständigung eine leichtere, wenn die Volksleidenschaften noch nicht Zeit gehabt haben, einen Einfluß auf die Regierungen auszuüben, die sich einem solchen Einfluß auf die Dauer nicht entziehen können. Wenigstens aber ist der Versuch, schwebende internationale Streitfragen auf dem Wege der Verständigung und durch gegenseitiges Nachgeben zu lösen, ein so wichtiger, daß wir alle Ursache haben, auf die praktische Wirksamkeit dieser neuen Idee gespannt zu sein und ihr einen guten Erfolg zu wünschen. Jedenfalls ist es für die Idee selbst von Wichtigkeit, daß ihr Vorkämpfer der Träger der Krone eines der mächtigsten Reiche ist. Das ist wirksamer als die Beschlußfassung eines Kongresses von noch so respektablen Männern, denen es aber an Macht fehlt, ihre Resolutionen durchzuführen.

Die erste Lösung einer politischen Frage auf dem Wege der internationalen Verständigung, das deutsch-englische Abkommen, ist in Deutschland in allgemeinen wenig sympathisch begrüßt, da wir dabei nicht das erreicht haben, was man in weiteren Kreisen erreicht wissen wollte und erreichen zu können hoffte, und weil das Gewonnene angeblich in keinem Verhältnis steht zu dem Preisgegebenen. Ein Opfer hat man wohl bringen wollen, aber nicht ein so großes; aber man redet nicht davon, was man denn gern preisgegeben hätte. Die mißmutige Stimmung wird natürlich erhöht durch den Ton der englischen Presse, welche behauptet, Deutschland habe England die Verständigung mit dem Hute in der Hand aufgenötigt, habe viel mehr gegeben, als England verlangt habe, habe einen Anzug für einen Hosenknopf eingetauscht, und was dergleichen spöttische Bemerkungen mehr sind. Ja man läßt durchblicken, daß England wenigstens ebenso viel, wenn nicht mehr Ursache gehabt hätte, eine Verständigung zu suchen, als Deutschland. Aber man muß es nicht zu ernst nehmen, wenn die Engländer sich als die Schlangen und uns als die Ubertölpelten hinstellen und das Erreichte über Gebühr preisen. Die englische äußere Politik hat jahrelang Fehler gemacht und Niederlagen erlitten, da muß ein angeblicher Sieg wohl Freude machen.

Deutschland trat zum erstenmal mit einer äußeren Politik nach neuen Grundsätzen an die Öffentlichkeit. Sollte der Versuch nicht gleich anfangs scheitern, diesen allgemeine Gültigkeit zu verschaffen, so mußten wir auch den Schein des Eigennutzes meiden, da man der Neuerung sonst wenig zuverlässlich entgegengekommen wäre. Und solche Uneigennützigkeit ließ sich besser in Afrika als in Europa zeigen. Dort behält Deutschland noch genug, wenn es auch auf etwas verzichtet; hier hat es nicht ein Dorf zu verschenken. Wenn etwa Frankreich meinen sollte, nun auch auf dem Wege internationaler Verständigung Elfsaß-Lothringen oder ein Stück davon zurückfordern zu können, würde es sich doch irren. Soweit geht unsere internationale Höflichkeit nicht, Gebiete abzutreten, die uns rechtmäßig gehören und notwendig sind und die den Nachbar doch nicht zufriedenstellen würden. Sind die Leiter unserer Politik auch gern erbötig, eine Verständigung mit allen Mächten über schwebende Differenzpunkte zu suchen, so darf und wird diese Verständigung doch nie allein oder größtenteils auf Deutschlands Kosten geschehen dürfen. Ein guter Wille muß auch von gegnerischer Seite vorhanden sein und das aufrichtige Bestreben, für die gewonnene Freundschaft ein Opfer bringen zu können.

Abermals etwas Neues auf dem Gebiete der äußeren Politik ist die Denkschrift selbst, in der der Reichskanzler aller Welt und seiner Nation insbesondere die Motive kundgibt, die ihn zu einem solchen Handeln bewegen. Er macht gleichsam das Volk zu seinem Kritiker. Wenn auch dieses Richterkollegium in seiner Befähigung wenigstens teilweise zweifelhafter Natur ist, so macht es sich doch ein Urteil an, einerlei, ob man es ihm einräumt oder nicht. Namentlich ist es die Presse, die jedes politische Ereignis mit Freuden begrüßt, um Kapital daraus zu schlagen: die offiziöse, die gern mehr giebt, als man ihr anvertraut hat; die unabhängige, die sich wichtig gebärdet, auch wenn sie nichts weiß; die servile, die alle Hand-

lungen der Regierung bejubelt und wenn sie auch jede Woche ihre Meinung ändern muß; die oppositionelle, die oft an der populärsten Regierungsmaßregel zu tadeln findet. Die Presse aller dieser und vieler anderer Parteirichtungen nimmt in erster Linie das Richteramt über politische Ereignisse in Anspruch. Wird sie nun vor vollendete Thatsachen gestellt und über die leitenden Motive im unklaren gelassen, so ist es kein Wunder, wenn sie, diesen letzteren nachspürend, manchmal auf wunderfame Abwege gerät, und da der Spürsinn so vieler auch leicht auf verschiedene Wege führt, so thut die Presse, namentlich die politische Tagespresse, das Ihre, die Meinung des Volkes über die politischen Leitmotive der Regierungen zu verwirren.

Soll hier Wandel geschafft werden, so kann das nur geschehen, indem die Leiter der Politik selbst aus freien Stücken und so, daß man die Quelle kennt, ihre Leitmotive der Öffentlichkeit übergeben. Eine sogenannte offiziöse Presse genügt dazu nicht, da man bei ihr doch nie so recht weiß, wo die Inspiration aufhört und die freileidende Phantasie der Mitarbeiter anfängt. Die Art und Weise der vorliegenden Denkschrift möchte eine ganz gute sein. Freilich darf das Volk nicht verlangen, gleich von vornherein mit den Gegenständen und dem Gang der Verhandlungen bekannt und stets darüber auf dem Laufenden erhalten zu werden. Das würde nur die nationalen Leidenschaften erregen, andere Mächte zum Eingreifen in die Verhandlungen ermuntern und dadurch diese selbst nicht unwesentlich stören. Aber nach Abschluß derselben hat auch das Volk ein Recht, nach dem Warum zu fragen, da die Politik dasselbe denn doch vor Verhältnisse oder in solche hinein stellt, nach denen es sich in Zukunft zu richten hat. Und jedenfalls ist es doch besser, den Leuten von oben herab die volle Wahrheit zu sagen, als dasselbe aus trüben Quellen schöpfen zu lassen. Ein Urteil über politische Dinge erlaubt sich heute auch der Urteilslose und häufig genug der erst recht. So stelle man auch das Urteil auf die rechte Basis und es wird in den meisten Fällen ein gerechteres werden, als wenn man die nicht allemal leicht zu findende Basis selbst suchen soll. Daß das Urteil je nach der Parteilichkeit und der Fähigkeit des Urteilers verschieden ausfällt, ist natürlich und nicht zu ändern.

Nach außen und nach innen scheint also in der Behandlung der Fragen äußerer Politik ein neues System zur Herrschaft kommen zu sollen, indem in der Behandlung der Streitfragen mehr der Weg internationaler Verständigung und des gegenseitigen Nachgebens beschritten wird, welcher zur Einigung führen kann, ohne Verbitterung zu hinterlassen, und indem nach innen dem Volke Gelegenheit geboten wird, die Gründe kennen zu lernen, aus denen eine Behandlung der Streitfrage und eine Lösung so und nicht anders resultiert. Entgegenkommen nach außen und nach innen! heißt also die neue Parole. Vorläufig handelt es sich allerdings nur um einen Versuch, von dem man nicht weiß, wie er ausfällt und ob er allemal oder auch nur in den meisten Fällen zum Ziele führt. Vielleicht befinden wir uns hiermit auf dem Wege zur möglichen Beseitigung der Kriege und zur oft ersehnten und stürmisch verlangten allgemeinen Abrüstung. Denn nur indem man sich einigt, alle internationalen Streitfragen gütlich zu erledigen, und wenn man sich von oben her seiner Unterthanen sicher weiß, kann man die großen Heere entbehren.

Übertreibung des Goethe-Dienstes.

von
Dr. Heinrich Fränkel-Weimar.

Wenn die Könige bau'n, haben die Kärner zu thun!" Gewiß, und die Kärner sind schließlich zum Bau ebenso notwendig wie die Könige. Aber wenn die Kärner, nachdem der Bau längst vollendet ist, daß jeder sich

daran erfreuen kann, nun rings herum den angesammelten Schutt und Schmutz säuberlich ordnen und schichten, sich mit wichtiger Miene danebenstellen, uns den tiefen Zusammenhang zwischen diesen Abfällen und dem Königsbau selbst „erläutern“ und zugleich den hohen Wert dieser ihrer Thätigkeit eifrig hervorheben, wenn die guten Leute dann weiter unermüdet suchen und graben, um von überallher solchen Schutt zusammenzubringen und immer neue Beziehungen desselben zum Bauwerk „nachzuweisen“, wenn sie das unnütze Zeug dann „pietätvoll“ aufstürmen, daß einem der königliche Bau selbst fast aus den Augen gerückt wird, so ist das offenbar thöricht, lächerlich und widerwärtig.

Niemand kann unfern größten deutschen Dichter und Denker mehr lieben und verehren als ich, und niemand kann mehr als ich wünschen, daß die wissenschaftliche Beschäftigung mit seinen Werken und auch mit seinem, in so vielen Richtungen bedeutenden Leben niemals nachlasse, vielmehr fortdauernd an Ernst und Eifer wachse. Sicherlich werden wir mit Goethe ebenso wenig jemals „fertig“ werden wie mit der Bibel. Deshalb ist es durchaus berechtigt, wenn sich eine eigene „Goethe-Philologie“ entwickelt. Aber dieselbe muß sich, wenn sie ihren richtigen Zweck nicht schädigen will, davor hüten, in öden, leeren Kleintram auszuquartieren. Sie hat es mit Goethe insoweit zu thun, als er eben Goethe, eine keineswegs bloß in literarischer Hinsicht einzigartige Persönlichkeit ist; aber es ist zweifellos eine tadelnswerte Verschwendung an Geist, Mühe und Geld, wenn dies alles auf das Studium Goethes insofern verwandt wird, als er, wie das nicht anders sein konnte, nebenher auch ein gewöhnlicher Mensch war, wie wir alle es sind.

Seit einiger Zeit schon ist mehrseitig darüber geklagt worden, daß die „Goethe-Forscher“ von dieser offenbar richtigen Regel immer mehr abweichen, daß sie durch Ubertreibungen des an sich durchaus berechtigten Goethe-Dienstes diesem in den Augen der großen Zahl der Gebildeten erheblichen Schaden zufügen. Mit den Waffen des Ernstes und Spottes ist man dem Herumwühlen in allen möglichen unerquicklichen Neben Umständen aus Goethes Leben und der krankhaften Sucht nach „kritischer Herausgabe und Erläuterung“ jedes noch so wertlosen Papierabschnitts von oder auch nur in Bezug auf Goethe entgegengetreten. Aber noch immer scheint den Goethe-Gelehrten die erforderliche Unterscheidung zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem nicht hinreichend zum Bewußtsein gekommen zu sein. In dem kürzlich erschienenen ersten Bande des von einem tüchtigen Schriftsteller und Gelehrten wie Ludwig Geiger herausgegebenen Goethe-Jahrbuchs* befinden sich neben vielen Anziehenden und nicht nur für den allerengsten Kreis der Specialforscher Wertvollen auch eine Reihe von Beiträgen, deren Abdruck besser unterblieben wäre. Auf S. 213 wird in dem Bericht über die Fortschritte der Weimarer Goethe-Ausgabe bemerkt, daß die Herausgeber der späteren Tagebücher „gänzlich bedeutungsloses unterdrückt“ haben. Diesen Grundsatz hätte auch Professor Geiger befolgen sollen: es wäre sicherlich zum Vortheile des Jahrbuchs gewesen!

Die zweite Abteilung des letzteren setzt sich aus Briefen zusammen, und darunter befindet sich viel Unnützes. Da ist z. B. ein an die Jenaische Bibliothek gerichteter Zettel, auf dem Goethe für einen Freund Nachricht über die Fundorte ausgegrabener Elefantenknochen erbittet und einige alte, heute, wie der Herausgeber sagt, „längst vergessene“ Univeritätsabhandlungen über Knochenkunde bestellt. Der Zettel, auf dem der letzte Satz von Goethes Hand, aber auch nur von seiner Hand ist, wird nicht nur buchstäblich mit größter Sorgfalt abgedruckt, sondern auch mit ausführlichen, fast auf jedes Wort eingehenden Erläuterungen im Umfange von zweiundvierzig enggedruckten Zeilen versehen.

Zunächst wird das „vergilbte Blättchen in Quarz“ eingehend beschrieben, man vermißt nur noch die Angabe der Höhe

und Breite in Millimetern, sowie eine wenn auch kurze Nachricht über die chemische Zusammensetzung des Papiers. „Einmal hat sich Seidel verschrieben oder verhört: Goethe macht aus dem mißverständlichen den das richtige sen.“ Welch wahrhaft epochemachende Forschungen! Nur hätte auch festgesetzt werden müssen, ob sich Seidel verschrieben oder verhört hat — die Ungewißheit über diesen wichtigen Punkt wird zweifellos vielen Lesern des Jahrbuches den Schlaf rauben. „Der Beamte der Jenaischen Bibliothek . . . hat an zwei Stellen des Brieftextes die Signaturen der gewünschten Bücher eingeschrieben.“ Das thun nun die Bibliotheken zwar auf jedem Bestellzettel; aber daß bei Goetheschen Bestellzetteln geschehen ist, hat offenbar besondere Bedeutung und darf der Nachwelt nicht verloren gehen — nur hat der „Herausgeber“ dieses „Briefes“ sich die Sache viel zu leicht gemacht, da er die Signaturen nicht mitteilt (!) und jede Nachforschung darüber unterließ, wie der betreffende Bibliothekar hieß, wann er geboren und wann er gestorben ist, was er sonst noch für „Beziehungen“ zu Goethe gehabt oder auch nicht gehabt hat. Das wäre doch alles für die nach Vertiefung ihres Wissens dürstende Menschheit höchst interessant! Die Goethe-Forscher der Zukunft finden, wie man sieht, immer noch verheißungsvolle Aufgaben.

Nun folgen gelehrte Mitteilungen über den Inhalt des köstlichen Schatzes von einem Bücherbestellzettel. Wir erfahren, daß der Freund, in dessen Interesse Goethe sich an die Bibliothek wendet, J. H. Merck in Darmstadt ist, wir erfahren ferner, welcher Art Mercks Knochenstudien waren, und daß er auf die eine der erbetenen alten Scharteken „durch den bekannten (?) holländischen Anatom Peter Camper (1722—1789) aufmerksam gemacht worden zu sein scheint, der ihm am 28. März 1784 aus Klein-Lankum darüber schreibt;“ wir hören weiter, daß Merck sich in der Angelegenheit auch an Sömmering in Göttingen gewandt hat, daß Professor J. C. F. Walch, aus dessen Bibliothek die Jenaer Exemplare der bewußten Dissertation herührten, am 1. Dezember 1778 gestorben ist; wie die genauen Titel der letzteren lauten u. s. w. Wie muß durch solche Forschungen die Erkenntnis des Goetheschen Geistes, also der Kulturfortschritt der Menschheit gewinnen!

Ich halte es, ernsthaft gesprochen, überhaupt für einen schwer verständlichen Irrtum, wenn man einen bloßen Bücherbestellzettel als einen „Brief Goethes“ auffaßt und behandelt, und daselbe gilt von den nun folgenden beiden amtlichen Berichten der herzoglichen Kriegskommission über die Verforgung der Waisen des Lieutenants von Mandelsloh. Die im reinsten Amtsstil abgefaßten Berichte sind wohl von Goethe als Vorsitzendem der Kommission unterzeichnet; aber das kann doch vernünftigerweise nicht als ausreichender Grund zum vollständigen Abdruck der Aktenstücke nebst Erläuterungen mit einem Aufwande von fast vier großen Seiten gelten. Haben die dreitausend Mitglieder der Goethe-Gesellschaft und die sonstigen Goethe-Verehrer, für die das Jahrbuch bestimmt ist, irgend ein Interesse daran, alle die Hunderte oder Tausende von amtlichen Berichten u. s. w. durchzulesen, die Goethe in Folge seiner Stellung in der weimariischen Staatsverwaltung unterschrieben hat? Genau mit demselben Recht, mit dem man hier derartige Schriftstücke, die, so umfangreich sie sind, doch rein verwaltungstechnische Dinge enthalten, unter der Bezeichnung „Briefe von Goethe“ aufgetischt hat, wird man künftig alles, was aus den weimariischen Staatskanzleien mit Goethes Unterschrift hervorgegangen ist, der Goethe-Gemeinde vorsetzen können, und wenn diese, was ich vorläufig allerdings noch nicht annehme, darauf eingeht, so wird der Verwaltungsbeamte Goethe allmählich den Dichter Goethe auf die Seite schieben.

Über eine Reihe von im Geigerischen Jahrbuche mitgeteilten Briefen können wir hinweggehen, weil von ihnen teils nur das bisher Gesagte zu wiederholen, teils auch das Vorhandensein eines die Veröffentlichung rechtfertigenden Inhalts zuzugeben wäre. Dagegen verdienen die von dem um die Goethe-Forschung und auch sonst verdienten Herrn H. Roslett

* Wir haben über diesen unglücklichen Band des Goethe-Jahrbuchs bereits kurz berichtet.

herausgegebenen „Briefe“ an den bei der Zenaer Universitäts-Bibliothek beschäftigten Dr. Weller hier besonders hervorgehoben zu werden. Ihre Veröffentlichung entspricht jedenfalls keinem Bedürfnisse. Der „Brief“ Nr. 33 — ich wähle die kürzesten aus — lautet:

„Ich wünsche die sämtlichen Tagebücher der bei der Akademischen Bibliothek angestellten Personen.“

Nr. 36.:

„Besonderes befragen Sie gefälligst mit meinen schönsten Grüßen. Lassen Sie sich ein Recept geben.“

Nr. 41:

„Wächten Sie, mein bester Herr Doctor, den Rentammann veranlassen, daß ich den Johannisquartal-Extract der Bibliotheks-Rechnung baldigst erhalte, so werden Sie mir eine Gefälligkeit erzeigen. Das Beste wünschet
G.“

u. s. w.

Bieten solche Zuschriften wirklich, wie der Herausgeber behauptet, „einiges Interesse?“ . . . Ich erlaube mir dies mit Entschiedenheit zu bestreiten. Durch die Aufnahme derartiger Briefe in ein nicht für die fünf oder sechs gegenwärtig lebenden Personen, die in den nächsten Jahrzehnten ausführliche Lebensbeschreibungen Goethes bearbeiten werden, sondern für die große Zahl der Gebildeten bestimmtes Jahrbuch kann letzteren die ganze Goethe-Forschung schließlich nur verleidet werden.

(Schluß folgt.)

Lebensgemeinschaften.

Von

Dr. Theodor Jaensch.

(Schluß.)

Hiermit sei es genug der Beispiele. Es fragt sich, wo wir den Faden finden, der alle die betrachteten Erscheinungen innerlich verknüpft, und sie zu einem Gesamtbilde vereinigt, das uns einen Gewinn für die allgemeine Auffassung des Weltlebens verspricht. Denn mit der bloß äußerlichen Unterbringung unter einen Gesichtspunkt ist es nicht gethan; mag er auch einfach genug erscheinen.

Nicht darin, daß wir die Thatfachen des Zusammenlebens verschiedenartiger Wesen aneinandergereiht haben, liegt das verknüpfende Band. Nur wenn wir in das Verständnis der Ursachen eindringen, die den Zusammenhang herbeiführen, wird unserem Erkenntnisdrange Genüge gethan; und nur dann erhebt sich eine solche Betrachtung über eine bloße augenblickliche Anregung und eröffnet uns weiteren Ausblick.

Sehen wir uns zunächst nach der thatsächlichen Übereinstimmung um, die überall wiederkehrt, wohin wir auch den Blick gerichtet haben, so tritt uns als solche die Verschiedenartigkeit, ja Gegensätzlichkeit der Lebensbedingungen entgegen. Sie allein macht das Zusammenhalten möglich — oder sogar notwendig. Flechtenpilz und Flechtenalge sind lebensbauliche Gegensätze, gerade darum aber auch Gegenstücke. Sie setzen einander voraus. Der eine braucht Sauerstoff und bildet Kohlenensäure, die andere braucht Kohlenensäure und scheidet Sauerstoff ab. Beide brauchen in Wasser gelöste Salze zur Nahrung; aber nur der Pilz kann sie aufnehmen, nur die Alge sie verarbeiten. Ein Gleiches gilt vom Siebenarm und der Grünalge; von Seerosen, oder Qualstern, und Silbzellen. Alle diese Fälle betreffen den Ausgleich zwischen Ernährung und Atmung.

Der Einsiedler braucht Ruhe vor seinen Feinden; die Seerose schützt ihn. Der Seerose fehlt es an Nahrungsgelegenheit; der Krebs verschafft sie ihr, weil seine eigenen Bedürfnisse anderer Art sind als die ihren, er selbst also nicht beeinträchtigt wird. Die baumbewohnenden Ameisen suchen Obdach und Speise; der Armleuchter, oder der Büffelhornbaum, gewährt ihnen beides. Dafür können ihm sonstige feindliche Angriffe

nicht mehr gefährlich werden; die Ameisen halten sie ab. Der Büffel in Mexiko fürchtet die Mücken; der Schildwächvogel sucht sie auf; ihm können sie nicht schaden, nur nützen. Aber indem er sie wegsängt, hat der Büffel vor seinen Feindern Ruhe; und jeder hat seinen Vorteil erreicht. Das ist nur ein augenblickliches Ergänzen, aber es ist doch eines.

Wenn Tiere und Pilze nicht Kohlenensäure ausatmeten, so würden die echten Pflanzen den im Luftkreis vorhandenen Vorrat daran bald erschöpft haben; denn dieser beträgt ja noch nicht einmal ein Zweitausendstel der gewöhnlichen Atemluft. Ebenso würden auch Pilze und Tiere bald mit dem vorhandenen Sauerstoff aufgeräumt haben, obgleich seine Menge viel bedeutender ist. Aber Pflanzen- und Tierwelt ergänzen einander im großen wie im kleinen; im Gesamthaushalte der Erde wie auf dem beschränkten Raum einer Flechtenansiedelung, oder im Leibe eines dem bloßen Auge fast unsichtbaren Siebenarmchens. Eines greift in das andere; fehlt eine Schraube, so würde bald das ganze Werk stillstehen. In notwendiger Lebensbeziehung steht alles, was Leben heißt; und erklärt wird uns dieses wunderbare Zueinandergreifen nur durch die Art seines Entstehens und die Bedingungen, unter denen es zu stande kommt. Wie ganze Lebensreiche aufeinander angewiesen sind; wie die einzelnen Glieder ohne einander nicht bestehen können; so bedarf es doch oft wieder nur der Anpassung einzelner Teile aneinander oder an ein Ganzes. Der Vergesellschaftung von Bodenpilzen mit Baumwurzeln steht die allbekannte, aber doch erst in den letzten Jahrzehnten zur unumstößlichen Gewißheit gewordene gegenseitige Abhängigkeit von Blumen, und honig- oder blütenstaub-, manchmal auch nur obdachsuchenden Kerfen* zur Seite. Die Blumen würden

* Über die Beziehungen zwischen Honig, oder Blütenstaub, lebenden Blumen, und den dadurch herbeigelockten Kerfen, welche unbewußt die Bestäubung der Narben und dadurch die Befruchtung vermitteln, sind, seitdem diese Verhältnisse näher erkannt worden sind, ganze Bibliotheken geschrieben worden. Ihre Mannigfaltigkeit ist unerchöpflich, und näheres Eingehen auch hierauf im Rahmen des vorliegenden Aufsatzes nicht möglich. Dagegen sei beiläufig zweier, nebst anderen hierher gehörigen, noch nicht allzulange aufgeklärter, Fälle Erwähnung gethan, in welchen die Bestäubung durch die Thätigkeit eierlegender Kerfe vermittelt wird.

Der eine davon betrifft den gewöhnlichen, in Süd-Europa einheimischen Feigenbaum und seine sämtlichen Gattungsgenossen, zu denen auch der als Blattpflanze bei uns so häufig gezeigte sogenannte „Gummibaum“ gehört. Wer jemals schon einen Feigenbaum im Freien gesehen hat, wird in der Regel wohl Früchte, aber niemals Blüten daran gesehen haben. Es scheint, als ob die Früchte unmittelbar ohne vorhergehende Blütenbildung aus den Zweigen hervorwüchsen. Selbst Linné rechnete deshalb in seiner ersten Einteilung des Pflanzenreiches den Feigenbaum noch zu den „Kryptogamen“, den „verborgenblühenden“ Pflanzen, die wir heute richtiger als Sporengewächse bezeichnen. Erst später erkannte er seinen Irrtum; aber in Wirklichkeit paßte gerade hier der Name in seinem eigentlichen Vortrage vollständig. Denn in der Feige blüht der Baum thatsächlich verdeckt vor den Augen der Menschen.

Die Feigen sind nämlich keine Früchte, sondern ganze Zweige; nur eigentümlich umgebildet. Sie sind verkürzt und verdickt; dabei fleischig und hohl geworden. So hat das Ganze die Gestalt einer oben nur mit einer äußerst engen Öffnung versehenen Urne, welche äußerlich einer Birne nicht unähnlich sieht. Die enge Öffnung ist kaum sichtbar; sie ist mit kleinen, schuppenartigen Blättern besetzt, die sie verdecken; im Innern aber, an den Wänden, sitzen die Blüten. Diese sind zahlreich, sehr klein, und von verschiedener Art. Beim gewöhnlichen Feigenbaum enthalten gewisse Urnen nur Fruchtblüten, d. h. solche, die eine Fruchtanlage, aber keine Staubblätter („Staubgefäße“) enthalten; andere dagegen tragen, besonders im oberen Teile, „Staubblüten“, außerdem aber sogenannte „Gallenblüten“, die als verkümmerte Fruchtblüten zu betrachten sind. Damit die echten Fruchtblüten zur Entwicklung kommen und Samen tragen, ist es notwendig, daß Blütenstaub aus den Staubblüten der einen Urnen auf die Narben der anderen übertragen wird; denn auf den Narben der „Gallenblüten“ ist er gewöhnlich unwirksam. Diese Vermittlung von Urne zu Urne erfolgt einzig und allein durch die Thätigkeit eines winzigen Kerfs, der Feigen-Gallwespe.

Die Feigen-Gallwespe ist so klein, daß es ihr möglich wird, zwischen den Schuppenblättern der Urnenmündung hindurch in das Innere zu gelangen; und ist sie so weit, so legt sie ihre Eier mittels ihres Legestockels je nach der Urne, in der sie sich befindet, an echte Fruchtblüten oder Gallenblüten; und zwar von der Narbe aus durch den Griffel in das Innere des Fruchtknotens, wo die jungen Samenanlagen ihre Stelle haben. Nur haben die Gallenblüten kürzere Griffel als die

wohl ohne die Hilfe der Kerze blühen können, aber sie würden unfruchtbar bleiben; und die Pflanzenart, der sie zugehören, würde in vielen Fällen aussterben müssen. Dagegen würden die betreffenden Kerze, wie Bienen und Hummeln, oder Falter, ohne die Blumen verhungern. So hat sich fast jeder Zweig der Kerbtierwelt, selbst Tag- und Nachtfalter anders, besondere Blumen gezüchtet, an denen der Mensch später seine Freude fand und die Züchtung fortsetzte; ja Schnecken und Kolibris haben an der Gestaltung der Blütenwelt mitgewirkt. Und auch das Blumenreich gab der Entwicklung der Tierwelt Gelege: wie uns die Sammelhaare der Bienen und die haardünnen Schnäbel der Kleinsten und Prächigsten unter der leichtbeschwingten Schar der Vögel beweisen. Und was sie noch heute unbewußt thun, das that in uralten Zeiten zuerst auch der Mensch unbewußt, ohne Ziel. Er fing wilde Tiere ein und bändigte sie; er hielt sie gefangen und ließ sie unter seinem Schutze sich fortpflanzen und vermehren. Er sah Pflanzen, die er nutzen konnte, in dem einen Erdreich besser gedeihen als im anderen; ja, daß sie Samen austreuten, und daß neue Gewächse derselben Art daraus keimten. Er fand es einfach, die Samen zu sammeln und sie an einem ihm bequemen Ort aufgehen zu lassen, wo er ihre Nachkommen zu gelegener Zeit wiederfinden und nutzen konnte wie sie. Getreide-

echten Fruchtblüten; die Biene aber hat begreiflicherweise nur einen Legelstachel. Dieser ist in der Länge dem Griffel der Gallenblüten angepaßt. Hat sie nun eine Gallenblüte getroffen, so reicht er bis in die Fruchtknotenhöhle hinunter, und das Ei kommt an die richtige Stelle: die daraus entschlüpfende Larve wächst schnell, füllt die Höhle aus, und verdrängt die Samenanlage, welche zu Grunde geht. Hat sie dagegen eine echte Fruchtblüte getroffen, so ist ihr Legebohrer nicht lang genug; das Ei kommt nicht tief genug hinunter, verkrümmt in dem engen Raum, und der Same entwickelt sich unten. Für beides ist also georgt: in den Fruchtblüten entwickeln sich Samen, in den Gallblüten Weipen. Die Samenentwicklung kann aber auch in den echten Fruchtblüten nicht ohne Bestäubung der Narbe vor sich gehen; der dazu nötige Blütenstaub ist jedoch in derselben Urne gar nicht vorhanden, da sie keine Befruchtung enthält. Er muß von außerhalb kommen. Dafür sorgen nun die Gallwespen gerade durch ihr Eierlegen. Denn sie selbst entstehen nur in den Urnen mit Gallenblüten. In diesen kriechen zuerst die Männchen aus, welche flügellos sind, in der Urne verbleiben und die Weibchen, noch ehe diese ihre Gallen verlassen haben, in denselben befruchten. Erst hierauf schlüpfen auch die Weibchen aus, suchen aber alsbald den Ausweg aus der Urne, zwingen sich durch die enge Öffnung durch, und gelangen ins Freie. Von hier aus suchen sie andere Feigen, desselben oder eines anderen Baumes, auf, dringen dort abermals durch die Öffnung ein, und werden dabei, falls sie eine Urne mit Gallenblüten treffen, beim Vordringen aus dem oberen in den unteren Teil über und über bestäubt, weil über den Gallenblüten die Staubblüten sitzen. Besorgen sie nun in dem unteren Räume das Eierlegen, so ist es unausbleiblich, daß sie dabei von dem mitgebrachten, flebrigen Blütenstaube auf die Narben der Gallenblüten etwas absetzen, was jedoch wirkungslos bleibt. Kommen sie dagegen, nachdem sie nur eine einzige Gallblütenurne besucht haben, in eine Urne mit Fruchtblüten, um das Eierlegen fortzusetzen, so wird umgekehrt ihr Eierlegen fruchtlos, während die Narben erfolgreich bestäubt werden und die Samen sich entwickeln. Da nun die Weipen bald diese, bald jene Feigenurne besuchen, so wird beides erreicht, und es findet auch immer neue Bestäubung der Feigen selber statt. Es ist klar, daß Gallweibe und Feigenbaum völlig aufeinander angewiesen sind. Unter der Pflege des Menschen ist der letztere es freilich nicht mehr, da er von diesem meist nicht durch Samen, sondern durch Ableger vermehrt wird.

Der zweite Fall, auf den ich oben hinzielte, betrifft die Bestäubung vieler Baumkilien (Arten der Gattung *Yucca*) durch eierlegende Motten. Die Motten fliegen im Dämmerchein und werden durch die weißschimmernden Blüten der Yucca angelockt; sie stechen ebenfalls die Fruchtknoten, jedoch von der Seite an; zugleich sammeln sie aber mittels einer eigentümlichen Vorrichtung Blütenstaub, und stopfen diesen nach dem Eierlegen in die vertiefte Narbe des angestochenen Fruchtkorns. Erst dadurch werden die Samen desselben entwicklungsfähig; diese sind sehr zahlreich, und werden zum Teil von der auskriechenden Mottenraupe aufgezehrt, die gänzlich auf sie angewiesen ist. Die übrigen aber werden reif und tragen zur Vermehrung der Yucca bei. Vergäbe eine Motte einmal das Belegen der Narbe mit Blütenstaub, so würden die Samen in dem Raume, wohin sie ihre Eier gelegt hat, zu Grunde gehen, und ihre Nachkommen müßten verhungern. — Die von der Motte geübte Vorsicht kann uns nur ererbte Gewohnheit erklären; denn Erfahrungen können diese Tiere bei ihrer kurzen Lebenszeit nicht machen.

und Obstbau verdanken sicherlich nur wenig vorbedachtem Thun ihre ersten Anfänge.

Und in dem weiteren Sinne, der alle wegensverwandten Erscheinungen umfaßt, ist das Ergebnis auch davon eine unbedingte Lebensgemeinschaft. Der Eskimo und der Nordlandshund, der Lappe und sein Rentier, sie können ohne einander, so wie, und da wo sie leben, nicht gedacht werden. Das Kamel würde ohne die Hilfe des Menschen aussterben; aber auch der Mensch würde — vorläufig wenigstens noch — ohne das Kamel nimmer die Wüsten durchziehen. Ohne gegenseitige Anpassung hätten die menschlichen Stämme und ihre Haustiere und Nutzpflanzen nicht das werden können, was sie sind. Am meisten gilt dies von dem Anbau der Pflanzen; denn die Pflanzen sind sesshaft, und auch der Mensch mußte es werden, wollte er sich ihrer durch ihn verbesserten Gaben dauernd und regelmäßig erfreuen. Am unbefränktesten ist der Wilde, der auf der Stufe des Sammlers steht; der Fischer und Jäger erscheint uns schon höher geartet. Der Viehzüchter hat noch die Freiheit der Bewegung, aber der Ackerbauer, der es am weitesten gebracht, ist an die Scholle gebunden. Je höher die Gesittungsstufe, desto größer die Abhängigkeit. Und wenn es jetzt, im Zeitalter der Blitzzüge und der Maschinen, nach mancher Richtung hin anders erscheint, so sind wir desto abhängiger von dem Gesellschaftsleben geworden, das uns ihre Herstellung und Benutzung ermöglicht. Noch hat kein erfommenes Triebwerk uns Nahrung erzeugt; noch immer bedürfen wir der Pflanzenwelt, um aus Luft und Wasser, aus dem Stickstoff des Bodens, aus Schwefel und Phosphor Eiweiß zu erzeugen; noch ist die Chemie nicht so weit, um künstliches Brot zu erzeugen; und der Grönländer bedarf auch des Fleisches der Tiere, von dem bei ihm das Leben, bei uns nur die Lebensweise abhängig ist. Nicht bloß Kraft und Stoff, auch die Arbeit der Welt ist im ewigen Gleichgewicht; und ihre Teilung ist nur ihre Verteilung. So auch geht es im inneren Bau unseres Körpers; je ausgebildeter und gesonderter seine einzelnen Glieder sind, desto abhängiger sind sie voneinander; je mehr das eine leistet, desto weniger leisten andere auf demselben Gebiete. Die Muskelzelle kann nur sich verkürzen, wenn die Nervenzelle den Reiz zu ihr leitet, der von dem Hauptbestand ausstrahlt und seine Erregung wieder äußeren, zu ihm geleiteten Reizen verdankt; aber die Leitung geht nicht vor sich, wenn die Nervenzelle nicht ernährt wird; und sie wird nur ernährt, wenn die Nutzbahn in Bewegung gesetzt wird, wenn die Darmzelle Nahrung einsaugt, und Muskelzellen wieder Herz und Gefäße in Thätigkeit setzen, damit der Kreislauf des Blutes keine Stockung erleidet. Aber die Nervenzelle kann keine Verkürzung bewirken, die Muskelzelle keine Leitung vermitteln, die Blutzelle keine Nahrung von außen aufnehmen; und nicht sie selbst, sondern nur ihre Lebensgemeinschaft — der Leib, den sie zusammensetzen — leistet das Ganze und kommt zum Bewußtsein des Ganzen. Aber er ist um so abhängiger von ihnen allen; und auch leichter zerstörbar, als sie alle, einzeln genommen; nur die Arbeitsteilung bewirkt, daß, wenn sie ihn nicht mehr zusammenhalten können, sie auch selber zu Grunde gehen müssen. Das Gleiche gilt von dem Menschen der Außenwelt gegenüber; jede Befreiung muß zu einer Abhängigmachung nach anderer Richtung führen, und nur in dem Bewußtsein dieser Abhängigkeit, die als selbstverständlich, weil unabänderlich, hingenommen wird, liegt unsere Freiheit. Überall liegt im Kreislauf des Lebens auch das Gleichgewicht des Lebens.

Dennoch beruht in der Arbeitsteilung aller Fortschritt und unsere Stärke. Sie ist es allein, die zur Bildung von Lebensgemeinschaften führt, und in dem allgemeinsten Sinne, den dieser Begriff aufweist, thut sie es immer; damit aber schafft sie erst die Grundlage für die Erhöhung des Bewußtseins, die die Möglichkeit der Erkenntnis gewährt. Unerforschlich sind ihre Ergebnisse, wie sie aus dem Dunstball im Weltraum die heutige Erde geschaffen haben, mit

ihrer zum Mitleben des Weltlebens erwachten Menschenwelt. Wohl kann auf den untersten Stufen des Lebens nicht selten ein Einzelwesen sogar in Stücke geteilt werden, die Stücke aber können als neue Einzelwesen fortleben, ohne Schaden genommen zu haben; während schon in einer Flechte die doch verschiedenartigen Bestandteile, die Algencellen und Pilzfäden, nicht voneinander gelöst werden können, ohne daß ihre Lebensbedingungen damit aufgehoben sind. Aber solange das erstere möglich sein soll, müssen auch alle Einzelbestandteile auf derselben Stufe der Entwicklung, des Lebens und damit des Bewußtseins verbleiben. Die Arbeitsteilung aber hat aus der einfachen Zelle, die nicht Tier, nicht Pflanze war, zuerst eine lockere Lebensgemeinschaft vieler Zellen, dann aus dem vielzelligen Wesen ein verschiedenzelliges gemacht, dessen Teile schon unauflöslich verkettet waren. Die verschiedenen Zellen ergänzten einander, hörten aber eben darum auf, Einzelwesen zu sein. Auch die vielzelligen Einzelwesen wurden bald untereinander verschieden, indem sie sich trennten. Tiere und Pflanzen, gesondert in ihren Lebensleistungen, sind die spätere Stufe. Und je höher noch bisher die Entwicklung gegangen ist, immer that sie es auf der Grundlage neuer Sonderung. Mit dem Aufhören der Sonderung, der Arbeitsteilung, würde auch ein Stillstand der Entwicklung eintreten müssen. Denn das Höhere kann kein Höheres werden, wenn es sich nicht von dem Niederen scheidet, indem es höhere Leistungen übernimmt und die niederen dem Niederen zuweist; selbst aber dadurch von dem Niederen abhängig wird. Und darum führt die Naturforschung den folgerechten Denker unerbittlich zu dem Schlusse, daß es weiter so fortgehen muß, und auf diesem Wege auch die Entwicklung des Menschengeschlechtes liegt. Nicht in einer allgemeinen Verschmelzung, sondern in der Weiterausbildung jeder Sonderart — aber auch in ihrer gegenseitigen Ergänzung — liegt seine Zukunft.

Ewige Notwendigkeit beherrscht den Gang der Welt. Nichts steht dem Zufall anheim; alles der Verkettung von Ursache und Wirkung. Und jede Ursache ist selbst die Wirkung einer früheren. Wo immer jemals menschliche Erkenntnis einen Zusammenhang aufgedeckt hat, da hat sie dieses eine unabweislich gelehrt. Das gilt im großen wie im kleinen. Auch der Menschheit ruht nur ein Los im Zeitenschöße; aber welches es ist, wer will es ergründen!

Der ansteckende Wahnsinn.

Nach Don Juan Eugenio Harzenbusch.

von
C. FROG.

Es war im Jahre 1603. Eines Nachmittags begleiteten ein Priester und ein Arzt eine Beata oder barmherzige Schwester durch die Hauptstraße der Stadt. Den Fuß auf die erste Treppentstufe eines Palastes setzend, sprach der Priester mit heiterer Miene: „Wer uns gesehen, denkt gewiß, unser Besuch gelte einem schwer Erkrankten.“

„So ist es aber auch in der That,“ erwiderte die Beata ernst und eifrig; „Hochwürden wollen doch ja nicht denken, daß die Krankheit meines Bruders nicht gefährlich wäre!“

„Aber, verehrte Schwester,“ mischte sich der Mediziner ins Gespräch, „bis jetzt haben Sie uns gar keine Symptome mitgeteilt, die auf eine gefährliche Krankheit schließen lassen; unterlassen Sie doch nun das Wehklagen und geben Sie mir klare und wahre Thatfachen, denn ohne solche vermag der Arzt nichts.“

„Eben darum habe ich ja die Herren hierher geführt,“ entgegnete Schwester Magdalena; „hier im Hause kann ich Ihnen die Sache ruhig darlegen; denn meine Schwester, auch

meine Schwägerin und die beiden Nichten sind ausgegangen, und wir sind ganz unter uns und ungestört.“

Inzwischen war unser Kleeblatt in einem Vorsaale des Hauses angekommen, und die Beata fragte die Magd leise, ob der Herr Bruder noch in seinem Zimmer sei.

„Ja,“ flüsterte die Magd, „er ist noch dort und ebenso still wie immer.“

In diesem Augenblick vernahm man aus dem Nebenzimmer ein lautes Lachen.

„Hören Sie,“ sprach die Beata, „dieses Lachen ist es, das mich weinen und wehklagen macht. Seitdem mein Bruder in Sevilla im Gefängnisse gesessen, schließt er sich in jenes Zimmer ein, aus dem dann von Zeit zu Zeit ein schreckliches Lachen ertönt, das jeden, der es hört, erschüttert. Wenn wir ihn anreden, so giebt er meistens verkehrte oder konfuse Antworten. Ich kann nicht anders denken, als der Kummer, unschuldig eingesperrt gewesen zu sein, weil er königliche Gelder unterschlagen haben sollte, und die hilflose Lage seiner Familie, die während seiner Einkerkung darbt, haben seinen Verstand verwirrt.“

„Unmöglich ist das nicht!“ erwiderte der Arzt.

„Ich habe noch einen andern Beweis für meine Annahme,“ fuhr Magdalena fort. „Meine Mutter selig hat oft gesagt, daß die Tollheiten ihres Sohnes den Leuten noch einmal vielen Stoff zur Unterhaltung geben würden.“

„Die Ahnungen sind Eingebungen des Himmels,“ erklärte der Priester. „Ubrigens kann das Lachen Ihres Bruders auch in irgend einer inneren Zufriedenheit seinen Grund haben, und ich hoffe immer noch, daß diese Erscheinung bei ihm eine gute Wendung nimmt.“

„Die kann keine gute Wendung nehmen,“ antwortete Magdalena; „denn nie stand es übler um ihn, als gerade jetzt. Früher schrieb er noch Komödien, die überall gute Aufnahmen fanden; jetzt aber sagen die Schauspieler, er habe den guten Geschmack verloren und er vermöge nicht mehr ein Gassenlied zu dichten. Diese Einnahmequelle fließt nicht mehr, und seine Familie darbt. Daraus sehen Sie, meine Herren, daß bei meinem unglücklichen Bruder gar kein Grund vorliegt, der ihn innerlich zufrieden machen könnte. Auffallend ist auch, daß er, seitdem ihn die Lachsucht befallen, über jede Kleinigkeit lachen muß; dabei hat er fort und fort eine Menge dummer Einfälle, deren man sonst nie bei ihm bemerkte. Kurze Zeit nach seiner Haftentlassung zog er hierher nach Valladolid, und er bekam mit einem Bauern Ländereigenschaft abzumachen. In der Liste, welche der Bauer bei sich führte, stand ein Grundstück im Kreise Sancho Pulza verzeichnet. Kaum hatte mein Bruder diesen Namen vernommen, so begann er wie wahnsinnig zu lachen und sagte: «Fürwahr ein prächtiger Name, er muß nur etwas abgeändert werden.» Der Bauer wollte aber von einer Abänderung nichts wissen, mein Bruder bestand darauf, und so zankten sich beide eine halbe Stunde herum, bis endlich der Bauer ganz erboht davonlief. Einige Tage nach diesem Streite ging ich mit dem Bruder außerhalb der Stadt spazieren. Wir sahen, wie ein Knabe nach einem Windmühlenslügel griff und von demselben erfaßt wurde; der Flügel schleuderte den Knaben weithin an den Boden, wo er beunruhigt liegen blieb. Ich war dermaßen erschrocken, daß ich mich nicht von der Stelle rühren konnte, um dem Verunglückten aufzuhelfen; mein Bruder aber lief hin, hob ihn auf und brachte ihn wieder zu sich, wobei er immerfort lachte und rief: «Welch ein glücklicher Zufall! Nein, da möchte ich mich doch gleich krank lachen!» Diese Beispiele, meine Herren, beweisen doch zweifellos, daß der Geist meines armen Bruders umnachtet ist!“

„Was Sie bislang mitgeteilt haben,“ bemerkte der Arzt, „beweist immer noch nicht, daß unser Freund den Verstand verloren hat.“

„Nicht? Dann hören Sie weiter, Herr Doktor. Sie sind, wenn ich recht belehrt bin, ein Verwandter des berühmten Juanelo Lurriano, desselben, der das Kunstwerk erbaut hat, um das Wasser des Tajo in die Stadt zu leiten.“

„Das ist in der That so, geehrte Donna!“

„So hören Sie denn weiter. Sie haben mir früher den Auftritt erzählt, den Juanelo mit dem Kaiser gehabt hat?“

„Wohl, ich erinnere mich!“

„Darf ich wissen, was das für ein Auftritt ist?“ fragte der Geistliche.

„Gewiß,“ erwiderte der Doktor; „ich will Ihnen denselben kurz erzählen. Kaiser Karl V. zog sich, nachdem er auf die Krone verzichtet hatte, in das Kloster San Juste zurück. Juanelo wollte dem Exkaiser in seiner Einsamkeit einen angenehmen Zeitvertreib machen und baute ihm eine Maschine mit beweglichen Figuren, welche die Schlacht von Pavia darstellten. Der Exkaiser freute sich ungemein über das Kunstwerk, welches das Schlachtfeld getreu darstellte und auch die Bewegungen der Heere genau ausführte. Die Figur des Königs von Frankreich zeigte, wie er nach der Niederlage flüchtete. Die Figuren der Verfolger bleiben plötzlich stecken. Der Kaiser hatte seine Augen auf sie gerichtet, und als ob es Menschen von Fleisch und Blut wären, rief er ihnen zu: «Laufe Juan de Urbeta, Diego de Avila, laufe, der König von Frankreich will Euch entweichen!» Diese Scene machte einen gewaltigen Eindruck auf die Zuschauer. Einer der Mönche, der früher Soldat gewesen, erfaßte sogar den König von Frankreich beim Kragen, damit er nicht entfliehe.“

Der Pfarrer lachte und meinte, er möchte die Scene lieber mit erlebt haben, als daß man ihn zum Erzbischof von Toledo ernannt hätte.

„Nun, sehen Sie,“ fiel hier die Beata ein, „als ich diese Geschichte vor einigen Tagen meinem Bruder erzählte, lachte er ebenfalls und sagte: «Ein vortreffliches Abenteuer für einen Puppenspieler!»“

„Was sagen Sie? Einen Puppenspieler nannte er meinen berühmten Verwandten Juanelo?“ eiferte der Arzt. „Ja, wenn das ist, dann darf man nicht mehr daran zweifeln, daß Euer Bruder toll ist!“

„O, noch mehr als das!“ rief Magdalena. „Gestern sprach er auch über den Raub des Leichnams des heiligen Johannes vom Kreuze.“

„Wie? Höre ich recht? Auch über kirchliche Dinge beiläufig sich ihr Bruder?“ fragte der Pfarrer heftig.

„Das nun gerade nicht,“ erwiderte die Beata, „er meinte nur, daß er den Dieb belohnen und dem Prior der Karmeliter, der den Raub zugelassen habe, eine Tracht Schläge verabreichen würde.“

„Mein Gott, auch das noch!“ seufzte der Pfarrer. „Schläge einem Diener der Kirche! Nein, der Mensch muß verrückt sein; ich zweifle nun auch nicht mehr daran!“

„Gott sei Dank!“ rief Magdalena, „daß ich endlich die Herren zu meiner Ansicht bekehrt habe!“

So wurde der Bruder der Beata, der immer noch mäuschenstill im Nebenzimmer weilte, für einen Narren erklärt.

Die drei Censoren hielten nun Rat, wer zu dem Geisteskranken gehen und denselben bereden sollte, sich einem Arzte anzuvertrauen. Die Wahl fiel auf den Seelsorger, und mit einem Ave Maria purissima trat dieser zögernd ins Nebenzimmer und warf die Thür hinter sich ins Schloß.

Die Beata und der Doktor horchten natürlich, sahen auch öfters durchs Schlüsselloch, konnten aber zu ihrem Verdrusse weder den Pfarrer noch den Geisteskranken sehen. Wohl hörten sie, wie der Pfarrer nach seinem Eintreten laut fragte: „Nun, wie geht es denn, geehrtes Pfarrkind?“ dann aber wurde es unheimlich stille im Nebenzimmer, und die Horcher vernahmen keinen Laut mehr. Da, nach einer Weile, schlug ein mächtiges Lach-Duo an ihr Ohr, in welchem der gutmütige Pfarrer noch kräftiger mitwirkte, als der erklärte Narr. Der Doktor und die Beata sahen einander erstaunt an. Endlich, als sei sie von einem Sehergeiste belebt, rief Magdalena: „O, mein Gott, der Wahnsinn meines Bruders ist ansteckend, der gute Pfarrer ist auch schon damit befallen!“

„Hören Sie, Sennora, da sagen Sie etwas, das leicht

möglich ist!“ sagte der Arzt bestürzt. „Ich weiß kaum noch, was ich denken soll! Die Sache wird ernst, furchtbar ernst! Doch, ich kenne keine Furcht; ich werde jetzt hineingehen und sehen was los ist!“

Gesagt — gethan! Mit heroischer Kühnheit drang der Doktor ins Zimmer und schloß hinter sich die Thür. Atemlos stand die Beata draußen und horchte; aber sie vernahm lange nichts. Endlich hörte sie ein Flüstern, dann ein Gemurmel, als würde drinnen gebetet; plötzlich aber erscholl ein Riesengelächter, in dem der Doktor den Pfarrer weit übertönte.

„Herr, mein Gott,“ schrie Magdalena, „auch er ist angesteckt, auch der Doktor ist wahnsinnig!“ Dann sank sie vor ihrem Betpult auf die Kniee, rang die Hände und betete unablässig.

So fanden sie ihre Schwester, die Schwägerin und die beiden Nichten, als sie vom Spaziergange zurückkehrten: zwei Matronen und zwei junge Mädchen.

„Catalina! Andrea! Isabel! Constanze!“ schrie Magdalena in Verzweiflung; „mein Bruder ist wahnsinnig geworden und steckt jeden an, der mit ihm spricht!“

„Hilf, Himmel! Mein Mann wahnsinnig? Mein Vater wahnsinnig? Mein Bruder — mein Oheim wahnsinnig?“ schriegen nun alle die Frauen händeringend durcheinander. „Was ist vorgefallen? Ei, so sprich doch, Magdalena! Um des Himmels willen, so sprich doch!“

„O, das Unglück!“ rief Magdalena händeringend. „Er hat die Sucht über alles zu lachen! Alle, die zu ihm ins Zimmer gehen, befällt dieselbe Sucht; auch sie müssen lachen! Hört nur, wie der Pfarrer von St. Idefons und der Doktor Turriano drinnen lachen. O, welcher Jammer, welcher Graus!“

„Da muß ich selbst zusehen!“ rief Catalina, und sie stürmte in das Zimmer ihres Mannes. Es währte aber kaum eine Minute, da stimmte auch sie schon mit heller Stimme in das Lachen ein, worüber den Frauen im Saale ein heißer Schrecken durch die Glieder fuhr. Nun ließen sich auch Andrea, Isabel und Constanze nicht länger durch die Beata zurückhalten, sie eilten ins Nebenzimmer, und — sie verfielen demselben grausigen Schicksale; denn bald ertönten auch ihre Stimmen in einem Lach-Chore, der die Nerven der armen Magdalena erzittern machte.

„Kommen Sie doch herein, Magdalena!“ riefen die Frauen im Nebenzimmer. „Hier ist es gar lustig! Kommen Sie, Magdalena! Schnell, schnell!“

„Das werde ich fein bleiben lassen!“ schrie Magdalena in höchster Angst. „Ich will nicht lachen! Ich will nicht den Verstand verlieren und toll werden!“

Da ward die Thür des Nebenimmers geöffnet, und die ganze Gesellschaft wälzte sich unter ungeheurem Lachen in den Saal. Der närrische Bruder eilte zu seiner zitternden Schwester, die vor ihm aus einer Ecke in die andere flüchtete, und suchte ihr ein geschriebenes Buch vor die Augen zu halten. Endlich gewann auch in Magdalena die Neugierde den Sieg, sie las einige Zeilen in dem Buche, dann hielt auch sie sich die Seiten, und alle lachten mit ihr, daß die Fenster erklimmten.

Auf dem Umschlage des Manuscriptes, das den vermeintlichen Narren so lange beschäftigt hatte, stand der Titel:

Der sinnreiche Ritter Don Quixote von der Mancha, verfaßt von Miguel de Cervantes Saavedra.

Ola Hanssons Schriften.

Von

F. M.

II.

Das starke und ganz selbständige Talent Ola Hanssons äußerte sich in seinem Erstlingswerke eigentümlicher und einheitlicher als später, wo fremde geistige Einflüsse seinen Horizont erweitert und sein geistiges Auge gestärkt, aber seine

Unbefangenheit bereits getrübt hatten. Sein erstes Buch, „Sensitiva amorosa,“ war vielleicht einer hysterischen Laune entsprungen; aber es war doch seine eigene Laune und seine eigene Hysterie. Die kleinen Novellen sind unübertroffen in ihrer Anmut wie in ihrer Anmut an Handlung. Zwei Menschen, natürlich immer ein Mann und ein Weib, stehen einander da stumm und ruhig gegenüber, oder sie treiben und reden die alltäglichsten Dinge, und dennoch können wir eine Entwicklung von leidenschaftlichen Gefühlen an ihnen wahrnehmen. Südliche Dichter und südliche Leser werden dieses Unterdrücken von Worten und Gesten kaum verstehen können; Norddeutschland und Skandinavien kennt die Menschen solcher stillen Dramen, Skandinavien hat die Kunstform dieser einfältigen Poesie erfunden.

Was man dem Dichter der Sensitiven zum Vorwurf machen konnte, das war sein mikroskopisches Verfahren. Wie ein moderner Forscher die allerkleinsten Lebewesen unter dem Vergrößerungsglas zu studieren beginnt, vielleicht nur deshalb, weil die größeren Bestien alle schon von andern genau beschrieben worden sind, so scheinen sich die jüngsten Poeten unserer blasierten Zeit entschlossen zu haben, nur noch auf die leisesten Seelenregungen zu lauschen, mit dem Mikrophon, wenn es sein muß. Kein Wunder, wenn die Sinne der Dichter und der Leser schließlich überreizt wurden. Anstatt die Liebe in ihrem kolossalen Ausbruch bei Romeo und Julia darzustellen, wird etwa erzählt, wie ein Jüngling am Strande spazieren geht, ein Handschuhknöpfchen findet und sich daraus die Dame zu rekonstruieren versucht, die es abgerissen haben mag. Gewiß gehört diese Stimmung zu der Reihe derselben Gefühle, wie wenn Romeo und Julia beisammen sind. Aber es ist ein bißchen sehr sensitiv.

Diese mikroskopische Seelenbeobachtung, welche ungefähr um dieselbe Zeit auch in Frankreich von einer neuen Schule geübt wurde, weist manche Verwandtschaft auf mit der Kleinigkeitskrämerei der jüngsten Wissenschaft; Friedrich Nietzsche, welcher von der Poesie eine große erlösende Wirkung verlangt, mußte seinen Verehrer von dieser Richtung befreien. Das geschah schnell und gründlich; aber zu gleicher Zeit wirkten auf Hanssons Geist die erwähnten neuen Eindrücke, welche ihn aus dem Regen des mimosenhaften Empfindens unter die Traufe der Tendenzpoesie zu führen drohen. Hansson lernte den Psychologen Lombroso kennen und faßte die Neigung, anstatt der zartesten Gefühle die gräßlichsten Verbrechen zu untersuchen, freilich auch diese mit dem Mikrophon. Allerdings sagt uns Hansson in seinem Vorworte zu seinen „Parias,“ er habe den Italiener erst nachher gelesen:

„Einige Monate später, nachdem ich die vorliegende Arbeit abgeschlossen, erhielt ich von jemandem, der sie im Manuskript gelesen, den ‚Verbrecher‘ von Lombroso zugesandt. Ich fand mit großer Bewunderung und Freude alles, was ich selbst mehr als intuitive Ahnung, denn als bewußte Erkenntnis mit mir herumgetragen, in dem Buch als moderne wissenschaftliche Hypothese, auf einen enormen Vorrat von Fakten gestützt und in der abgeschlossenen Form einer durchgearbeiteten Weltauffassung vorgebracht.“

Ich zweifle nicht im geringsten an Hanssons Wort; aber seine Mitteilung ist völlig belanglos. In unserer Zeit der Journalfeuilletons und der Kaffeehäuser kann ein heller Kopf von einem Schriftsteller beeinflusst werden, den er nie gelesen hat und dessen Namen er nicht einmal kennt. Gewisse Ideen fließen plötzlich in die Feuilletons und in die miternächtlichen Plaudereien geistreicher junger Leute ein, ohne Warnungsruf, ohne Zehdeanfrage, wie der Kapuzenfraß über die Bäume kommt. Man geht eines Abends mit einem kleinen Rausche schlafen und steht mit einem Nordau, Hartmann oder Lombroso auf. Ich habe vor einigen Jahren sogar von einem Landpfarrer das Wort „konventionelle Lügen“ gehört. Es geht uns ja so

* Da Hansson: Parias. Fatalistische Geschichten. (Berlin, Verlag von Ad. Zoberbier, 1890.)

selbst mit berühmt gewordenen Landschaften, die wir nie gesehen haben und deren Umrisse dennoch vor unserem Auge stehen. Ich war niemals in Neapel und verbinde mit dem Worte Neapel dennoch ein Bild. So ist auch Hansson mit Lombroso, den er nicht gelesen hatte, trotzdem bekannt gewesen, als er sein Buch schrieb.

In dem vorigen Aufsatz wurde bemerkt, daß Friedrich Nietzsche den Kampf gegen die alten Begriffe von Gut und Böse von einem viel höhern Standpunkte aus führt als Lombroso. Mit den Lehren Nietzsches kann die gegenwärtige Gesellschaft nichts anfangen. Wenn z. B. die Behauptung aufkäme, die Bewohner der Irrenhäuser seien die höheren Menschen, die ungeheure Mehrheit der übrigen sei nur Fabrikware der Natur, so würden die ungezählten Millionen der Fabrikware gewiß cynisch darauf antworten: „Einerlei, ob die dort hinter den hohen Mauern Genies sind oder nicht; sie sind die andern, und wir haben die Macht. Auf eine Diskussion lassen wir uns nicht ein.“

Mit den Lehren Lombrosos aber wird sich die Gesellschaft langsam abfinden können und müssen. Wenn wirklich, wie es scheint, ein jeder Verbrecher unter dem unabänderlichen Zwange der Notwendigkeit handelt, so wird unser Strafrecht endlich der neuen Wissenschaft folgen müssen. Man denke natürlich nicht an eine Strafflosigkeit der Verbrecher; aber die Ordnungsparteien werden den Schutz vor den armen Opfern einer fatalen Verbrechernatur anders als bisher begründen und die Strafen klüger als bisher festsetzen müssen. Ich fürchte sogar, die menschenfreundlichen Lehren Lombrosos werden, weil sie die Besserungstheorie hinfällig machen, zu der alten Abschreckungstheorie zurückführen.

Den Schutz der Nichtverbrecher vor den Verbrechernaturen wird bei jeder Gerichtsverhandlung der Staatsanwalt übernehmen, wirklich als ein Anwalt des Staates; dem Verteidiger aber wird die reizvolle Aufgabe zufallen, welche sich die begabteren Rechtsanwälte heute schon stellen, die Notwendigkeit der verbrecherischen Handlung aus allen begleitenden Umständen so unwiderleglich nachzuweisen, daß der Zorn des Richters schließlich die begleitenden Umstände treffen und der Angeklagte mit einem blauen Auge davonkommen mag. Diese Methode wird, wie die Welt nun einmal ist, immer nur in sensationellen Fällen angewandt, wo die verwirkte Todesstrafe oder eine hohe Geldsumme oder die liebe Eitelkeit auf den Geist der Verteidiger wirkt. Eigentlich müßte freilich dieselbe Beredsamkeit in Fluß gebracht werden, wenn einem armen Teufel für einen Münddiebstahl ein Tag Gefängnis droht.

Nun liegt es auf der Hand, daß die Thätigkeit eines solchen modernen Juristen mit der des Verfassers psychologischer und realistischer Romane die größte Ähnlichkeit hat. Paul Lindau, welcher sowohl Berichte über sensationelle Gerichtsverhandlungen als auch kriminalistische Romane verfaßt hat, hätte die letzteren besser gemacht, wenn er sich an seinen eigenen Berichten ein Beispiel genommen hätte. Soll man an den Ernst solcher Studien glauben, so muß die Wahrhaftigkeit noch größer sein als der Realismus. Aber Lindau hat doch zu wenig Talent und Neigung zum Weltverbesserer, als daß er berufen wäre, in einer ethischen Reformfrage einzugreifen.

Da Hansson hat seine Aufgabe sehr ernst genommen, fast pedantisch ernst. Er giebt gleich eine ganze Blütenlese aus dem Strafrecht. Das kleine Bändchen behandelt in neun Skizzen Wechselfälschung, Kindesmord, Totschlag, Brandstiftung, Incest, Giftmischerei, Muttermord und außerdem zwei Fälle, in denen noch mehr von Krankheit als von Verbrechen die Rede ist. Jede dieser Studien hätte zu einem Romane erweitert werden können, wenn der Verfasser die begleitenden Umstände alle gekannt hätte; und jede hätte ein Roman werden müssen, wenn es Hansson weniger um die Tendenz und mehr um die Enthüllung des Lebens zu thun gewesen wäre. So aber begnügt sich der Dichter mit fast abstrakten Fällen, mit Gerippen, welche ihm für seine Lehre recht bequem liegen, welche aber für die Kunst nichts beweisen. Daß er dennoch ein ganzer Dichter

ist, verrät sich freilich immer wieder ganz unwillkürlich in kleinen Stimmungsbildern und scharfen Lichtern.

Und ebenso unwillkürlich kommt der Dichter, von welchem wir noch viel aufzuraten bekommen werden, in einer köstlichen kleinen Novelle zum Worte, welche den Schluß des Bandes bildet, welche ein reifes, großes Kunstwerk ist und wegen dessen Aufnahme der Verfasser sich entschuldigen zu müssen glaubt. Es ist die Skizze „Heimlos;“ eine neue Geschichte vom Peter Schlemihl, der seinen Schatten verloren hat; aber tiefer, plastischer, realistischer als bei Chamisso. Ein Kabinetstück, das den Gedichten in Prosa ebenbürtig zur Seite steht.

Und diese Wirkung wird durch eine Kleinigkeit erreicht. Hansson ist in „Heimlos“ ganz er selbst. Er ist da kein Nietzscheaner, sondern — nach dem süddeutschen Kraftwort Franz Lachners „selber Auer.“ Er ist der Abkömmling eines alten, an die Scholle gebundenen Bauerngeschlechts, und er ist ein moderner nervöser Schriftsteller. Die Tragik dieser Doppelnatur hat Hansson darstellen wollen, und das ist ihm wunderbar gelungen, weil er bis in den kleinsten Zug hinein realistisch blieb und sogar die Symbolik dieser Dichtung nicht von einem Philosophen zu borgen braucht, sondern auch sie ganz mystisch und realistisch in seiner eigenen Seele fand.

Kleine Kritik.

Für eine zeitgemäße neue Ausgabe des Robinson. — Robinson war dem Hungertode nahe, als seine Augen plötzlich auf einen wilden Cacaobaum fielen, der wie zum Hohne auf dem schönsten Platz des menschenleeren Eilands hingesezt war. Da Robinson keine Flügel hatte, war es ihm unmöglich den Gipfel des Baumes zu erklettern und die nahrhaften Früchte zu erreichen. Wie erstaunte er aber, als er unten am Stamme einen kleinen Spalt bemerkte und darüber eine Inschrift, welche besagte: Nach Einwurf eines Zehnpiennigstückes werde ein Viertelpfund Chokolade (bestehend aus reinem Cacao, Vanille und Zucker) aus der Höhe herunterfallen. Glücklicherweise fand sich am Strande eine Menge kleiner flacher Steine, welche genau das Gewicht eines Zehnpiennigstückes besaßen. Robinson benützte diesen günstigen Umstand und nährte sich so lange von Chokolade, bis nach Jahren ein Schiff aus seiner Heimat kam, um ihn heimzuholen. Man kann aus diesem Abenteuer sehen, wie nützlich die Aufstellung von Automaten auf in Eilanden zuweilen werden kann.

Der von dem Herrn Regierungs-Präsidenten Rothe im Casseler Beamtenverein jüngst gehaltene Vortrag „Über den Kanzeleisitz“ hat nicht mit Unrecht ein wohlverdientes Aufsehen in der staubigen Welt der attengebärenden Verwaltungsbeamten hervorgerufen. Des General-Postmeisters freilich, welcher den ersten Ansturm gegen das mit den Schmörkeln geistiger Trägheit ausgestaffierte und mit den Schmarogerpflanzen fremdländischen Wortballastes überwucherte Gebäude der deutschen Sprache trotz des behaglichen laisier faire der Gebildeten, trotz der wohlfeilen Wike- und Spötteleien Halbgebildeter, trotz des passiven Widerstandes der bildungslosen Masse zu unternehmen wagte — wird mit keinem Worte gedacht. Auch in dieser Erscheinung liegt implicite ein Stück alten „Kanzeleisitz“, welcher den Wettbewerb auf dem Gebiete gelehrter Forschungen nur den Männern des herkömmlichen Bildungsganges, wie ihn Schule und Akademie bieten, ohne weiteres in vollem Umfange zuerkennt, während er diejenigen Kräfte, welche auf dem anderen Wege des mühevolleren Sichelstillehrens gründliche Kenntnisse auf dem einen oder anderen wissenschaftlichen Gebiete sich erworben haben, ohne weitere Prüfung von vornherein in die große Masse der obscuri viri verweist, oder sie — wenn nicht anders mehr möglich — wenigstens tot-

schweigt. Herr Regierungs-Präsident Rothe konstruiert in seinem Vortrage ein vortreffliches Beispiel aus vorhandenem Alten-Material für die „Fehler der Überdeutlichkeit und daneben auch noch für einige andere Liebhabereien des modernen Kanzeleisitzes“ in folgendem Berichte:

„Ew. Hochwohlgeboren haben wir die Ehre, in Erledigung des am Rande vermerkten hochverehrlichen Erlasses vom 28. August d. J. zur Journalnummer D III 12837 betreffend die Beschwerde des K. ganz gehoramsjt zu berichten, daß mit Rücksicht darauf, daß Ew. Hochwohlgeboren schon mittels des auf unseren ehrerbietigsten Bericht vom 2. Mai d. J. zur Journalnummer D III 10022 unser bezügliches Vorgehen gebilligt hatten, wir uns nicht glauben veranlaßt sehen zu sollen, dem von dem K. in der vorliegenden an Ew. Hochwohlgeboren gerichteten Eingabe vom 12. August d. J. wiederholt gestellten Antrag eine weitere Folge zu geben. Indem wir nicht verfehlen, Ew. Hochwohlgeboren den nebenvermerkten verehrlichen Erlass vom 28. August d. J. nebst den sämtlichen zugehörigen Anlagen desselben hierneben ganz gehoramsjt wieder vorzulegen, gestatten wir uns ebenmäßig, hierbei gleichzeitig noch zu bemerken, daß wir nach vollständiger Erledigung der fraglichen Angelegenheit nicht unterlassen werden, Ew. Hochwohlgeboren weiteren Bericht zur Sache ehrerbietigst zu erstatten.“

An der Hand dieses Beispiels zeigt sodann der Verfasser, wie dieses aus 159 Worten bestehende Musterstück „ohne Schaden für Deutlichkeit und Höflichkeit in 47 Worte“ zusammengefaßt, der Rest von 112 Worten aber als „Spreu, Floskel ohne Inhalt, nicht einmal als tönendes Erz und klingende Schelle“ bezeichnet werden kann.

Um derartige Geschmacklosigkeiten zu lesen, brauchen wir uns übrigens nicht erst der unsauberen Arbeit des Attendurchstöbers zu unterziehen. Vor mir liegt z. B. ein Exemplar „Schulgesetze für die hiesige höhere Mädchenschule.“ Unter Nr. XVI erscheint der nachstehende Satz:

„Berespungen aus einer Klasse in die andere werden durch die Vorsteherin in Konferenzen mit den an der Schule wirkenden Lehrern und Lehrerinnen festgesetzt, und können Privatwünsche dabei nicht berücksichtigt werden.“

Einer eingehenden Erörterung der hier obwaltenden unrichtigen Sazbildung bedarf es nicht; denn jeder folgerichtig denkende Leser erwartet selbstredend, daß bei der Fortsetzung des obigen Satzes durch: „und können“ das ursprünglich herrschende Subjekt „Berespungen“ beibehalten werden soll, und wird nicht wenig durch die als neues Subjekt plötzlich nachhinkenden „Privatwünsche“ überrast.

Eine derartige Sazkonstruktion erscheint mir, um mich eines Vergleichs zu bedienen, wie ein Weg, der sich plötzlich teilt, ohne daß ein Wegweiser Auskunft über die einzuschlagende Richtung erteilt. Der Wanderer zieht natürlich auf der Hauptstraße weiter; aber nachdem er 2 Kilometer im Gefühl der Sicherheit weitergetrottet ist, steht er plötzlich einer Tafel gegenüber, welche ihm sagt: „Der Anschluß an diesen Weg befindet sich an dem 2 Kilometer zurückliegenden Teilpunkte.“ Daß der Geist diesen Rückweg schneller zurücklegt, als es unserem Wanderer gelingen dürfte, thut nichts zur Sache. Weiden bleibt das gleiche unbehagliche Gefühl — irre geführt worden zu sein.

Noch weitere Stillblüten aus dem vorhandenen, recht umfangreichen Borräte hinzuzufügen, möchte vielleicht überflüssig sein und auch ein allzubeschämendes Schlaglicht hinter die ähneische Mauer bureaukratischer Selbstherrlichkeit werfen; nur eine, welche durch ihre unwillkürliche Selbstkritik vielleicht einzig dasteht, und welche den Vorzug besitzt, nicht konstruiert, sondern einem lebendigen, gelbgeschwänzten Altenungetüm wörtlich entnommen zu sein, möge hier noch einen Platz finden. Sie lautet:

„In der blödsinnigen Häuslersohn Weinertischen Vormundschäfts-sache benachrichtigen wir u. s. w.“

Eine größere Selbsterkenntnis ist doch wohl von dem Kanzeleisitz nicht zu erwarten.

Der im Vorigen gegebene Grundriß des Vortrages „Über den Kanzeleisitz“ wird genügen, um denjenigen, welche aus irgend einem Grunde Interesse für die Sache besitzen, die kleine Schrift lesenswert zu machen.

M. D.